

Ein Gewitter-Sturm zur See,

Aus meinen Erinnerungen.

Ich segelte von Rio nach New-Orleans, hatte im Ganzen eine gute Reise gehabt und befand mich mit meinem trefflichen Schiffe bereits auf der Höhe von New-Orleans, im gelben schmutzigen Fahrwasser des Mississippi, welcher seine Wogen weit hinaus sichtbar in den atlantischen Ocean trägt, dessen Wasser sich auf eine ziemlich weite Strecke hin durchaus nicht mit dem Mississippi vermengen will.

Es war im Monat Juli. Eine drückende Schwüle hatte schon von Tagesanbruch an auf der See gelegen, so daß wir wie die Fische an der Oberfläche des Wassers, nach einem erfrischenden Lufthauche schnappten. In solchen Fällen machen es in diesen Breiten die Seeleute wie die Menageriebesitzer mit ihren Eisbären, einer begießt den Andern mit frischem Seewasser, das in der drückenden Hitze bald verdampft, und auch ich hatte von meinem schwarzen Steward Pico heute schon mein Duzend Eimer über den Kopf erhalten, ohne daß es viel fruchten wollte. Endlich schwellte eine sehr leichte Brise, wie ein Damenfächer, die Segel und das Schiff bewegte sich kaum merklich vorwärts.

Der Mittag war vorüber und es mochte 3 Uhr sein, als der Wind plötzlich ganz abstarb. Mein großes, schönes Schiff wurde nun von den Schwellungen der See wie ein Betrunkener hin- und hergeworfen, die schweren Segel und Taue klatschten und krachten an den Masten und Rundhölzern, und jener Zustand war eingetreten, der für den Seemann der allerwidrigste auf der Welt ist.

„Ich wünschte lieber eine tüchtige Mäze voll Wind, als dieses verdamnte Hin- und Herschaukeln, Capitän!“ — sagte mein erster Steuermann zu mir.

„Nun, Mr. Deckland, den könnten wir heute noch und zwar etwas mehr als wir eigentlich gebrauchen, bekommen.“

Nach dieser Antwort observirte Mr. Deckland mit großer Aufmerksamkeit das Firmament und mehrere der wachhabenden Matrosen und Bootsmänner, welche in der Nähe standen, flüsteren sich ihre Bemerkungen zu, indem sie gleichzeitig mit dem, erfahrenen Seeleuten eigenen Scharfblick den Horizont betrachteten.

„Ich denk', Mr. Deckland, wir machen uns jetzt nicht auf eine „Mäze voll“, sondern auf eine steife, feste Bø gefaßt; denn das Wetter scheint mir sehr kritisch werden zu wollen.“ —

„Weiß der Teufel, Capitän — warf Deckland hin, indem er eifrig die See durchspähte — wo heute die Kerle stecken. Sonst findet man in diesem Loche immer Lootsen genug auf offener See sich herumtreiben und gerade heute läßt sich kein Satan sehen!“

„Was sollte uns wohl jetzt der Lootse nügen. Uebrigens waren wir oft genug in diesem Fahrwasser und werden uns auch ohne einen solchen zur Noth zurechtfinden. Doch — die Geschichte wird ernst, machen Sie Ihre Vorbereitungen Mr. Deckland.“

Respektvoll grüßte er an seinem Strohhute, ging einige Schritte zum Mittelschiff und rasch erscholl von ihm das kräftige Commando: „Alle Hände auf Deck!“ worauf in kaum einer Minute sämtliche Seeleute auf dem Vorderschiff versammelt waren und schweigend die weiteren Befehle abwarteten.

In solchen Momenten, die einer sehr ernstern Gefahr vorauszuweichen pflegen, habe ich die Bemerkung auf Kriegsschiffen gemacht, daß die amerikanischen und englischen Seeleute mit einer Kaltblütigen Resignation und entschlossenen Ruhe dem Kommenden

entgegensehen, während Franzosen durch Witz und Sticheleien eine äußere Leichtfertigkeit zur Schau tragen, die, wenn der Augenblick der Gefahr eintritt, nie Stand hält und nur zu bald zum tollsten Wirrwarr Veranlassung gibt.

Währenddem hatte sich ein immer dichter Dunst auf das Meer niedergesetzt. Dicke aschgraue Wolkenschichten schoben sich aus Westen empor. Eine eigenthümliche geisterhafte Stille herrschte, so daß man das Plätschern der See an den Schiffswänden deutlich vernehmen konnte; dabei regte sich nicht das kleinste Lüftchen und eine Hitze wie in einem glühenden Backofen trieb den Schweiß aus allen Poren.

Auf einen Wink von mir erschollen rasch hintereinander die Befehle zum Einholen aller Obersegel, und während die Bemannung auf allen Masten damit beschäftigt war, trat Mr. Deckland an mich mit bedenklicher Miene heran und sagte: „Capitän, ich denke, wir bekommen heute noch nicht New-Orleans zu sehen; die ganze Physiognomie — auf Himmel und Meer deutend — gefällt mir nicht.“

„Auch mir nicht. Das Barometer fällt rasch; die Luft ist mit Electricität geschwängert. Es ist ein schweres Wetter im Anzuge und dürfte in einer halben Stunde losbrechen. Lassen Sie den Klüverbaum, die Stengen und Raaken streichen, beschlagen Sie Alles dicht und fest und lassen Sie, bis wir den ersten Stoß hinter uns haben, nur's Fockstag-, große Stag- und Besahn-Stag-Segel stehen; vor allen Dingen halten Sie dann aber Nothsegel parat, denn . . .“

Grüßend sprang der tüchtige Offizier auf's Vorderschiff, um die erhaltenen Befehle auszuführen. Mein erster Bootsmann, ein sehr gebildeter junger Mann, der einzige Sohn einer wohlhabenden und angesehenen Familie und mein Liebling, trat zu mir heran und ich sagte ihm: „James, mein Jung', keine 15 Minuten mehr und der Teufelstanz geht los.“

„Unser „Columbus“ hat schon manchen tüchtigen Hurrikan ausgehalten, Capitän, und wird auch diese Gallopade mit der schönen „Windsbraut“ hübsch ehrbar durchführen.“

Währenddem wurden die Schwellungen immer höher und höher. Es war, als wenn der gewaltige Ocean ungeduldig würde auf den nun bald folgenden Kampf mit einem andern Elemente und darüber zürne, denn ein dumpfer grollender Ton gelangte aus weiter Ferne langsam an Bord des Schiffes, ein so eigenthümlicher Ton, den jeder erfahrene Seemann kennt, der ihm aber durch Mark und Bein geht.

Die Mannschaft hatte wacker gearbeitet, alle Vorkehrungen waren getroffen worden. Mr. Deckland rapportirte: „Alles klar, in bester Ordnung!“ und still erwarteten wir den Eintritt des ernstesten Momentes. — Da säufelte plötzlich ein leiser Windhauch aus Westen heran und blähte die wenigen stehengebliebenen Stag-Segel.

„Mr. Deckland, bringen Sie das Schiff rasch im Winde und dann hart am Winde, Nord-West! — so, so, gut! luvt, fest!“

„Fest ist's, Sir!“ kam die Antwort vom Ruder her und das Schiff bekam jetzt Fahrt, d. h. einen festen Segelstrich, womit mir eine drückende Bürde von der Brust genommen wurde; denn es gibt im Seemannsleben nichts Gefährlicheres als wenn ein still dasiegendes Schiff plötzlich von Windstößen überfallen wird, während, wenn dasselbe Fahrt hat, die Gefahr, bei gehöriger Umsicht, nur eine geringe sein kann.

In einigen Minuten folgten sich jetzt rascher einige leichtere Windstöße und schwellen bis zur Kühle an.

Ich ließ auch nun das Fockstag-Segel beschlagen und fuhr nur noch unter Groß-Stag- und Besahn-Stagssegel.

Der Himmel und die See hatten eine tief dunkle Schwärze angenommen, die Wolken hingen niedrig und schwer, plötzlich zeigte sich im westlichen Wolkengebirge eine lichtere Stelle, die sich in unglaublich kurzer Zeit erweiterte und die Wolkensolosse in Bewegung setzte.

Ich deutete schweigend mit der Hand darauf hin, nahm einen festen Standpunkt am Besahnmaße und Mr. Deckland hatte eben noch Zeit ein Commando an die Bemannung zu erlassen und mir zu sagen: „Jetzt segt der Satan Mutter Charons Küchlein zusammen!“ als plötzlich ein gräßlicher Donnerschlag, von einer Kraft und Stärke, die sich fast mit nichts in der Welt vergleichen läßt, lang hinrollend losbrach, das ganze Firmament buchstäblich in Flammen stand und ein Hurrikan daher raste mit einer so ungeheuren vernichtenden Gewalt und Kraft, daß sich mein großes starkes Schiff ganz auf die Lee-Seite legte, beide stehengebliebenen Stagssegel in Hundert von Fetzen zerissen wurden und die losen Leinwandmassen an die Wandten und Masten ic. mit einer solchen wüthenden Gewalt anpeitschten, als wenn es Kanonenschläge wären. Dieses furchtbare Rasen und Toben von Sturm und Donnerschlägen, dieses Kochen und Broddeln der in ihren tiefsten Tiefen wild aufgeregten See, diese glänzenden, blendenden Feuermassen, welche das wilde Chaos beleuchteten, und unser stolzes — und doch so schwaches Menschenwerk! Wahrlich, wer Gottes Allmacht erkennen, wer überhaupt „wahrhaft beten lernen will,“ der gehe zur See, und mache eine Fahrt um's Cap Horn; vergessen wird er sie nie!

Das Schiff war jetzt in jene unglückliche Lage versetzt, die man in der Seemannssprache „vor Top und Takel treiben“ nennt. Da kein Segel mehr stand, so hatte natürlich auch jede regelrechte Coursbewegung aufgehört und das Schiff trieb im hohen Seegange dahin. Dauerte die Kraft des Hurrikans noch fort, so mußte ich die Masten kappen lassen, machte er aber Pausen, so daß ich neue Segel setzen lassen konnte, so mochte noch Alles gerettet werden. Aber ein solches „Segelsetzen“ und Entfernen der wüthend tobenden „Segelsetzen“ ist leichter gesagt als gethan. Jeder Matrose, den nur ein Streifen der dicken Segelleinwand, ja nur ein Refbenzel trifft, wird entweder sofort todtgeschlagen, oder weit hinaus in die See gepeitscht, eine Alternative, so wenig einladend auf der einen, wie auf der andern Seite. Und dennoch muß es geschehen, und es gehört zu den heroischsten Augenblicken im Seemannsleben, wo eine solche That ausgeführt werden muß, weil hier „Sein“ oder „Nichtsein“ davon abhängen.

Von einem Verstehen des Commando's konnte keine Rede sein, nur durch Pantomimen konnte der Befehl ausgedrückt werden. Bei solchen gefährlichen Manövern muß immer einer der jüngeren Offiziere, ein Boots- oder Steuermann, mit den Matrosen in die Masten steigen und dasselbe mit ausführen. Wird z. B. in solchen Augenblicken das Marssegel ganz geholt oder gerefft, so besteigt er mit den Leuten die Raa und nimmt in der Regel seinen Platz auf der Raa-Rocke, d. h. auf dem äußersten Ende der Raa ein, von er genau die Arbeit der Matrosen beaufsichtigt und leitet. Meinen Liebling, James, traf auch heute dieses Loos und 20 tüchtige Matrosen folgten ihm. Glücklicherweise wurden die Segelsetzer entfernt, glücklich die beiden neuen Segel gestellt und James sitzt auf dem Besahn, um einen Block des Besahn-Stagssegels zu ordnen, als eine wüthende Wö das Schiff ganz auf die Seite legt, eine Sturzsee die ganze Luvschanzverkleidung einschlägt, die Kabüse und ein Boot mit über Bord nimmt und auch meinen armen James mit sich führt.

Von diesem Augenblicke an legte sich das Unwetter merklich und des Schiff bekam gleich wieder festen Cours. So wie ich James Seefahrt bemerkte, ergriff ich rasch das Log und warf ihm dasselbe nach; glücklich erfaßte er die dünne aber starke Leine und schlang sich dieselbe mehreremale um die rechte Hand. Trotz dem hohen Seegange lief das Schiff 11 Knoten, und 6 Matrosen, welche den an der Logleine hängenden armen James an Bord holen wollten, wurde dieß unmöglich, weil die Segelkraft zu stark war.

„Nehmt die Leine um's Gangspil! rasch Leute!“

Gesagt, gethan. Die Winde setzten sich in Bewegung und James näherte sich

jetzt rasch dem Schiffe. Das Meer war so mit Elektrizität geschwängert, daß es, obgleich es bereits dunkel wurde, glänzte; überdem aber erleuchteten flammende Blitzstrahlen die kochende See, so daß man James weißen Strohhut immer näher und näher beobachten konnte. Endlich hatte man ihn dicht an's Schiff bugfirt und ich lehnte mich weit über Bord um ihm bei einer höheren Woge hilfreiche Hand zu leisten, als er matt zu mir den freundlichen Blick erhob, mir seine stark blutende rechte Hand zeigte, von welcher ihm die Leine das Fleisch bis auf die Knochen abgelöst hatte und mit resignirter Stimme rief: „Farewell, Capitán! grüßt meine Eltern! ich kann nicht mehr!“

„Um Gotteswillen, mein Jung', halte dich nur noch einen Augenblick fest!“ —

Doch — er hatte die Leine fahren lassen, ich bemerkte den Strohhut noch einen Augenblick und — verschwunden war bald Alles in der grollenden See.

„Farewell!“ — rief auch ich und drückte krampfhaft die Faust an meine nassen Augen, die vom Seewasser oder von anderem Salzwasser angefüllt waren. Farewell mein Junge!